

Ein Gejagter, der nicht zum Jäger wurde

Laudatio auf Wladyslaw Bartoszewski

Von Hans Maier

»Wisset, daß man von mir nicht auf eine langweilige gewöhnliche, gemeine Art reden darf. Das verbiete ich standhaft . . . Diejenigen, die sich erlauben, von mir langweilig und vernünftig zu reden, bestrafe ich grausam: ich sterbe ihnen im Munde . . .«

Es ist ein polnischer Autor, der so redet, Witold Gombrowicz¹ – und er gibt mir das Stichwort für meine Laudatio auf Wladyslaw Bartoszewski, den polnischen Historiker, Publizisten, Zeitzeugen, dem der Börsenverein den Friedenspreis des Deutschen Buchhandels 1986 verliehen hat.

In der Tat: *Langweilig* über Bartoszewski zu reden – das dürfte selbst einem Artisten der Verhaltenheit nicht gelingen. Zu grell ist diese Biographie, zu drastisch sind die Wechselfälle dieses Lebens. Was diesem Mann seit 1939 widerfahren ist, was er erlebt und überlebt hat, das ist schier unglaublich: eine ganze Kette böser Überraschungen, tödlicher Gefahren, mühsamer Rettungen, die Geschichte eines immer wieder (und mit Mühe) noch Davongekommenen, Candide in der Todesmühle des 20. Jahrhunderts . . . *Vernünftig* im Sinn der Alltagsvernunft kann man von Bartoszewski auch nicht reden, er ist kein Fall aus dem Schulbuch der Psychologie. Denn ist es menschlich gesprochen nicht wider alle Vernunft, daß ein so Gepeinigter, Verfolgter seinen Widersachern nicht mit Haß und Verachtung heimzahlt, sondern ihnen mit Überlegenheit, Offenheit, Neugier, ja mit Versöhnlichkeit, mit freiem und großmütigem Lachen begegnet?

I. »Gejagt wie eine Wolke von allen Winden«

»Normal« war an diesem Leben nur die Kindheit. »Eine glückliche Kindheit in einem freien Land« – so beschreibt Bartoszewski sie in seinem autobiographischen Bericht »Herbst der Hoffnungen«.² Er wuchs in Warschau auf, der Hauptstadt des nach über hundertjähriger Teilung wiedervereinigten Polen. »Ich bin ein Kind dieser freien Republik«, sagt er, »drei Jahre nach der

1 Die Tagebücher I, 1970, S. 125.

2 1983, S. 18ff.

Neugründung des polnischen Staates . . . geboren. Wir waren die ersten, die in einem freien Staat zur Welt kamen – und erzogen wurden.«

Der Vater war Angestellter der »Bank von Polen«. Die Mutter entstammte einer verarmten Gutsbesitzerfamilie. Man gehörte also zur Mittelschicht. Die Wohnung lag an der Grenze zwischen dem polnischen und dem jüdischen Teil der Stadt, nicht weit weg von der Großen Synagoge. In der Nähe lief die Nalewki-Straße, der jüdische Broadway. Damals war fast jeder dritte Einwohner der Millionenstadt ein Jude. Bartoszewski erinnert sich: »Dort (im Judenviertel) wohnte kein einziger Nicht-Jude. Es waren Wohnhäuser mit zwei, oft sogar drei Höfen und vier oder fünf Stockwerken. Riesige Wohnstätten mit tausenden wimmelnden Juden im Kaftan – und am Sabbat auf den Straßen totale Leere. Am Sabbat war das eine tote Stadt. Wie Mea Shearim heute.«³

Der junge Wladyslaw ging in eine katholische Schule. Dort lernte er unter anderem Deutsch, das er seit dieser Schulzeit fließend spricht – und auf der Straße auch Jiddisch, von jüdischen Kindern und Spielkameraden. Mit 17 Jahren – wir schreiben 1939 – machte er als Jüngster der Klasse Abitur: in Deutsch über Lessings »Minna von Barnhelm«. »Wir haben alle wichtigen Standardwerke immer im Original gelesen. Die großen Namen der deutschen Literatur . . . waren für uns mehr als Begriffe.« Man hatte ja mit den Deutschen keineswegs nur negative Erfahrungen gemacht. Bis in die dreißiger Jahre hinein war die Frage des polnisch-deutschen Miteinanderlebens nicht sehr belastend gewesen: »Wir hatten ja nach Versailles nichts im Westen, dafür aber alles im Osten verloren. Tausende von Familien lebten als Heimatvertriebene. Sie hatten Kiew, Minsk und andere Gebiete in Weißrußland und der Ukraine verlassen, die bis zur polnischen Teilung jahrhundertlang Bestandteil unserer Krone gewesen waren. Man sprach damals also eher über die Gebiete im Osten als über die Gebiete im Westen.«⁴

Wovon träumt ein junger Pole in jenen Jahren, was will er werden? Wladyslaw erwägt verschiedene Berufsmöglichkeiten: Schauspieler, Schriftsteller, Politiker, Priester, gar Jesuit (das alles, man weiß es, liegt in Polen nicht so weit auseinander!). Jedenfalls: Er will dienen, anderen helfen. Zunächst gilt es, die Wehrpflicht abzuleisten, er hat schon einen Termin, am 20. September 1939 in Modlin, bei einer Panzereinheit – doch es kommt anders.

Der Krieg bricht ein in die Stadt, in die Familie: Luftangriffe, Kämpfe, Tote. Dann die Besetzung. Kindheit und Jugend sind jäh zu Ende. In jenen Wochen hat der junge Bartoszewski ein Schlüsselerlebnis. Als Hitler in Warschau seine Siegesparade abhalten will, müssen zuvor die Barrikaden und

3 a.a.O., S. 21.

4 a.a.O., S. 23f.

Straßensperren geräumt werden. Die Wehrmacht verpflichtet jeden, den sie greifen kann, von der Straße weg zum Aufräumen – vor allem Juden sind gesucht. Bartoszewski – mit großer Nase, Brille, abgemagert – wird für einen Juden gehalten. Er wehrt sich nicht. Ein anderer junger Mann neben ihm aber geht zum deutschen Unteroffizier, zeigt ihm eine Medaille mit der Muttergottes: »Ich bin kein Jude, sondern Katholik!« Er wird entlassen. Bartoszewski schämt sich.

»Ich war tief beschämt, weil jemand das Zeichen der Liebe Gottes, das Muttergottesbild, ausgenutzt hatte, um sich freizukaufen. Ich war nie sehr fromm gewesen, zumindest nicht in einem traditionellen Sinn, aber Gott existierte für mich. Für mich war die Nächstenliebe wichtig, das Evangelium, die Bergpredigt. Das war die Grundsubstanz meines Glaubens. Ich bin dann bewußt und mit Absicht geblieben . . . Das ist eine Kleinigkeit, aber ich ahnte von diesem Augenblick an, wie die meisten Menschen reagieren würden.«⁵

Die Irrfahrt beginnt. Nach dem schweren Winter 1939/40, nach mancherlei Überlebenskünsten vor Ort, einer notdürftigen Anstellung beim Roten Kreuz und ersten Kontakten zur Widerstandsbewegung wird Bartoszewski am 19. September 1940 bei einer Razzia gegen die polnische Intelligenz in Warschau von der SS verhaftet und ins Lager Auschwitz verschleppt, das damals gerade vier Monate besteht. Wiederum ist er mit 18 Jahren einer der Jüngsten. Die Polen sind im Lager noch fast unter sich. Noch keine Gaskammer, keine Todesspritzen, aber viele sterben an Hunger, an Entkräftung, an Schlägen: von den 14 Menschen aus Bartoszewskis Warschauer Wohnhaus allein elf. Und schon gibt es das Krematorium, den Kamin. Bartoszewski wird im Winter 1940/41 schwer krank. Es ist ein halbes Wunder, daß er im April 1941 aus dem Lager entlassen wird und nach Warschau zurückkehren kann. Dort findet er das jüdische Ghetto abgesperrt, eingemauert, deutsche Divisionen sind nach Ostpolen unterwegs, der deutsch-russische Krieg wirft seine Schatten voraus.

Im Oktober 1941 nimmt Bartoszewski das Studium an der geheimen Warschauer Universität auf. Im Frühsommer 1942 gehört er zu den Mitbegründern der Hilfsaktion für die verfolgten Juden in der katholischen Widerstandsgruppe »Front der Wiedergeburt Polens«. Er tritt in die Heimatarmee ein, gibt Zeitschriften für die Widerstandsbewegung heraus, erlebt 1943 aus nächster Nähe den Aufstand der Juden im Warschauer Ghetto mit – damals schon stellvertretender Leiter im Judenreferat der Delegatur der Londoner Exilregierung in Polen. Er nimmt am Warschauer Aufstand im Herbst 1944 teil, zuletzt als Oberleutnant der Heimatarmee, jenem Aufstand, der mit der Zerstörung der polnischen Hauptstadt und dem Tod von rund 200000 ihrer Einwohner endet – vor den Augen der unbeweglich am anderen

Weichselufer stehenden sowjetischen Armee. Dann abenteuerliche Flucht nach Krakau – und wieder zurück nach Warschau im Februar 1945. Das Leben im Nachkriegspolen beginnt, er ist freier Journalist und Mitarbeiter in der Hauptkommission für die Untersuchung der Naziverbrechen.

Was folgt, ist rasch erzählt – aber wie viele Jahre lang zieht es sich hin: Am 15. November 1946 wird Bartoszewski erneut verhaftet – er ist zu dieser Zeit Redaktionsmitglied der einzigen oppositionellen Tageszeitung in Polen, der »Gazeta Ludowa« in Warschau. Von 1946-48 und wiederum von Ende 1949 an sitzt er in stalinistischen Gefängnissen, insgesamt sechseinhalb Jahre lang. Der Mann des Widerstands – ein Gefangener im eigenen Land, Opfer eines anderen Totalitarismus. Erst 1954 wird er freigelassen, erst 1955 rehabilitiert. Und erst der »polnische Oktober« (1956), die späteren fünfziger und die sechziger Jahre bringen die ersehnte Atempause: Endlich kann er arbeiten, schreiben, sogar reisen, das erste Mal im Alter von 41 Jahren! Sein umfangreiches historisch-dokumentarisches Werk entsteht. 1970 dann erneut Übergriffe der Polizei, Hausdurchsuchung, Repressalien – und 1981, im Dezember, nach Ausrufung des Kriegsrechts, erneut Verhaftung, viereinhalb Monate Lagerhaft in Hinterpommern, Rettung durch jüdische Freunde . . .

»Gejagt wie eine Wolke von allen Winden« – so überschrieb, ein wenig literarisch, Joseph Görres sein unstetes Publizisten-Leben, das ihn von Koblenz über Paris nach München führte. Bartoszewski – katholischer Publizist wie Görres – könnte das gleiche über sein Leben schreiben. Aber wie harmlos klingt diese Formel für den, der Auschwitz und die Anfänge der Todesfuge erlebt hat; und wie vorsichtig waren ehemals noch die Methoden der preußischen Polizei gegen den wortgewaltigen Herausgeber des »Rheinischen Merkur«, verglichen mit Folter und Gewalt der Trabanten Hitlers und Stalins gegen ihre Widersacher. Es wäre kein Wunder gewesen, wenn ein Mann wie Bartoszewski angesichts des Erlebten zerbrochen oder verstummt wäre, wenn er sich geduckt und zurückgezogen hätte – oder wenn er dem höchst menschlichen Verlangen nach Vergeltung, nach Rache nachgegeben hätte. Er tat es nicht. Er blieb versöhnlich. Und schon das sichert ihm unseren staunenden, ungläubigen, bewundernden Respekt.

II. »Ich habe immer großes Glück gehabt«

»Wie kam es, daß Sie nicht Rache suchten, daß Sie als Verfolgter nicht zum Verfolger wurden?« habe ich Bartoszewski wiederholt gefragt. Seine Antwort war immer wieder die gleiche: »Ich habe Glück gehabt, großes Glück. Ich bin, trotz allem, am Leben geblieben. Und wenn ich lebe, dann bedeutet das für mich, daß ich anderen helfen muß.«

Ganz kann ein Leben wohl nie mehr werden, wie es war, wenn man mit 18 Jahren im Kreis der Mitgefangenen in Auschwitz vom Lagerkommandanten

belehrt wird: »Seht ihr den Kamin da drüben, seht ihr das Krematorium? Es ist der einzige Weg ins Freie, durch den Kamin . . .« Wer dem Unsäglichen entronnen ist, der kann entweder auf Rache und Vergeltung sinnen nach dem alten »Aug um Aug, Zahn um Zahn« – oder er kann sich entschließen, den Teufelskreis der Gewalt ein für allemal zu durchbrechen. Bartoszewski hat sich für den zweiten Weg entschieden. Er war nicht der leichtere, er war der gefährlichere, schwerere. Denn die Irrfahrt ging weiter, jahrelang, jahrzehntelang.

Vergessen wir nicht: Juden Hilfe zu leisten, auch die geringste: ein Glas Wasser, ein Essen, eine Unterkunft – darauf stand in der Besatzungszeit in Polen die Todesstrafe. Judenhelfer, Judenretter waren nicht weniger gefährdet als Undergroundkämpfer, sie riskierten fast noch mehr. »Der Alltag der Judenhelfer«, schreibt Stanislaw Lem, »wimmelte von kritischen Situationen . . . Irgendein planmäßiges Vorgehen, mit genügender Absicherung gegenüber Spitzeln, Erpressern, deutschen Fallen und Provokationen . . . war ausgeschlossen. Was auch geplant oder vorbereitet wurde, scheiterte oft an irgendeinem bösen Zufall, und der Helfer, der sich nicht rechtzeitig zurückgezogen hatte, sondern das größer werdende Risiko hinnehmen wollte, mußte manchenmal das tödliche Los der Juden teilen.«⁶

Rund 20000 Juden sind im Krieg in Warschau von der polnischen Bevölkerung versteckt worden, mit falschen Arbeitskarten, Pässen, Geburtsurkunden (die Kirche half mit). Der Hilfsrat für die Juden baute unter Bartoszewskis maßgeblicher Mitwirkung ein Nachrichtensystem auf, das bis in die Gefängniszellen und die Konzentrationslager hineinreichte. Erste Nachrichten über Auschwitz liefen über die Kanäle der polnischen nationalen Widerstandsbewegung in den Westen. Es waren überaus riskante Tätigkeiten: Hilfe für Häftlinge, Sammlung von Materialien im Untergrund, Verfassen von Berichten und Dokumenten, journalistische und pädagogische Arbeiten. Trotz aller Bedrohungen und Blutopfer lebte der polnische Underground- und Zukunftsstaat – er entfaltete sogar seine eigene Kulturpolitik. Es gab ein illegales Bildungswesen, Geheimunterricht im Untergrund, Hochschulen in Privatwohnungen, Konzerte, Autorenlesungen, Katechese in Kirchen, Gottesdienste, Feste, Feiern . . . Christoph Kleßmann hat die erstaunlichen Zeugnisse dieses nationalen Überlebenswillens in seinem Buch »Die Selbstbehauptung einer Nation« (1971) gesammelt. Wer es liest, versteht besser, wie die Polen es fertigbrachten, Sprache und Literatur, Religion und geschichtliche Überlieferung auch durch die lange Zeit der Teilung hindurchzuretten – er begreift aber auch etwas von der patriotischen Leidenschaft, die Jahrzehnte später in der Solidarność-Bewegung aufbrach.

6 Einleitung zu W. Bartoszewski, Das Warschauer Ghetto – wie es wirklich war. 1983, S. 10.

Helfen – das war das eine in jenen Jahren. Das andere war: Sich-Erinnern, Zeugnisse sammeln, Schreiben, Verarbeiten, Dokumentieren. »Schreibe!« sagte das Mädchen Hanka – später selbst ein Opfer – zu dem kranken, aus Auschwitz zurückgekehrten Bartoszewski. Und er erinnert sich: »Endlich war mein Widerstand durchbrochen, die Barriere der Angst beseitigt. Ich berichtete und wurde gesund.«⁷ Den Opfern helfen und die Taten der Henker festhalten – das wird nun über Jahre hin Bartoszewskis doppelte Aufgabe; aus ihr erwächst – in einer Symbiose von erlebter Geschichte und erinnernder Geschichtsschreibung – sein historisches Werk.

Dieses Werk, niedergeschrieben hauptsächlich in den sechziger und siebziger Jahren, liegt heute in 18 Büchern und über 400 Aufsätzen und Beiträgen – meist polnisch, englisch und französisch, in jüngster Zeit auch deutsch – vor. Nichts von dem, was hier akribisch gesammelt und dargestellt ist, bewegt sich außerhalb der vom Autor erlebten und erlittenen Zeitgeschichte. Alles ist durch Zeugenschaft belegt. So stehen Aussagen von Beteiligten in diesem Geschichtswerk neben Aktenstücken, mündlich überlieferte Vorgänge ergänzen die Materialien der Archive. Und so gegenwärtig und schrecklich nahe die Geschehnisse sind – der Autor bemüht sich bei der Darstellung um eine fast leidenschaftslose Objektivität. Tonlos-unpathetisch werden die Schrecken einer Epoche festgehalten, nirgends regen sich vordergründiger Moralismus oder schneller Triumph, überall sprechen die Ereignisse mit einer Eindringlichkeit, die des Kommentars nicht bedarf – ob es sich nun um die Geschichte des SS-Obergruppenführers von dem Bach handelt, um die Studien über die beiden Warschauer Aufstände im Ghetto 1943 und in der ganzen Stadt 1944, um die Darstellungen der Hilfe für Juden und Polen während der Okkupation oder um das Porträt des polnischen Untergrundstaates 1939-1945.

Wie Geschichtsschreibung hervorwächst aus Totengedenken – das kann man in Bartoszewskis Buch »Der Todesring um Warschau«⁸ studieren. In diesem beklemmenden Meisterwerk gehen viele Tatsachenerhebungen unmittelbar auf Bartoszewskis Beobachtungen während der Besatzungszeit zurück. Menschen verschwanden damals plötzlich aus dem zentralen Gefängnis der Sicherheitspolizei, das im Warschauer Ghetto lag; polnische Forstleute entdeckten rund um Warschau Erschießungsplätze, beobachteten Exekutionen; ein allmählich wachsendes Nachrichtennetz signalisierte Massentransporte nach Auschwitz und mehreren anderen Lagern. So fügte sich aus vielen Einzelberichten und geheimen Mitteilungen ein Mosaikbild des Schreckens zusammen. Von 1942 an war kein Zweifel mehr: Ein organisierter Genocid war in Gang gekommen – und das Pawiak-Gefängnis diente als

7 Herbst der Hoffnungen, S. 59.

8 poln. 1967, ²1970, dt. 1969.

Umschlagplatz für die Ströme in die Vernichtungslager. Nach dem Krieg konnte vieles überprüft, durch Ausgrabungen gesichert, durch Zeugenaussagen erhärtet werden. Bartoszewski hält die Formen und Etappen der Ausrottung in Tabellen fest, 5000 Namen (nur ein kleiner Ausschnitt!) mit ihren Schicksalen, ihrem Kampf, ihrem einsamen Tod. Als einer der lebenden Zeugen fühlt er sich verpflichtet, ihr Andenken zu bewahren und zugleich seiner Heimatstadt Warschau ein Denkmal zu setzen: Warschau, das sich als einzige europäische Stadt dem NS-Staat entgegenwarf; Warschau, wo Juden und Polen kämpften – zwei Völker, die nie aufgegeben haben.

III. »Es gibt kein Leben um jeden Preis«

Ein Gejagter, der nicht zum Jäger wurde . . . Ein Chronist des Leidens und der Selbstbehauptung . . . Historie als Epitaph, als Totengeschichte. Doch ich muß von Wladyslaw Bartoszewski noch in einer anderen Weise sprechen, ich muß ihn aufrufen nicht nur als Schilderer polnisch-deutscher Vergangenheit, sondern auch als Zeugen polnisch-deutscher Gegenwart und Zukunft. Denn hat er nicht seit den sechziger Jahren immer wieder Deutschland besucht? Hat er nicht mit vielen Deutschen gesprochen, hat er nicht auch als einer der ersten Polen sein Verständnis für die harten menschlichen Erfahrungen der deutschen Vertriebenen geäußert? Hat er nicht in vielen Vorträgen und Vorlesungen – in Berlin, Eichstätt, München, in Frankfurt, Köln und Bonn – und in vielen Büchern eine wachsende Hörer- und Leserschaft gefunden, vor allem unter jungen Leuten?

Gestalt und Werk Bartoszewskis erinnern uns Deutsche an verschüttete Möglichkeiten des polnisch-deutschen Gesprächs. Deutsche und Polen waren ja nicht immer Angstgegner im Lauf einer von Krisen und Katastrophen beherrschten Geschichte, es gab Perioden friedlicher und neugieriger Nachbarschaft, Zeiten des Austauschs, des Handels, der Durchdringung und Vermischung. Man braucht nicht in die Zeiten Jan Sobieskis zurückzugehen, der Wien vor den Türken rettete, in die Zeiten, als Polen das Antemurale, die europäische Vormauer im Osten war; man erinnere sich nur daran, daß dieses Polen bis ins 18. Jahrhundert hinein – wegen der Glaubensfreiheit für den polnischen Adel! – ein Land der religiösen Zuflucht für viele Minderheiten, jüdische wie christliche, gewesen ist. Die Grenzen nach Westen waren fließend. Das barocke Warschau und das barocke Dresden entstanden fast gleichzeitig an Weichsel und Elbe, für den sächsischen Polenkönig hat der Protestant Bach seine Hohe Messe geschrieben. Auch als der polnische Staat, freiheitlich bis zur Anarchie, ins Magnetfeld stärkerer Kräfte geriet und Teilung und Auflösung sich ankündigten, nahmen die künstlerischen und wissenschaftlichen Beziehungen eher noch zu: So hat Marian Szyrocki kürzlich an Goethes polnische Bekanntschaften erinnert, an seine Fahrt zur

Knappschaft in Tarnowitz, an die polnischen Gelehrten und Schriftsteller, die in Weimar aus- und gingen, an den Fürsten Anton Heinrich Radziwill, Verwalter der Provinz Posen, der eine Musik zum Faust schrieb, an Marie Szymanowska, deren köstliches Klavierspiel Goethe entzückte und der er in Marienbad das dritte Gedicht der Trilogie der Leidenschaften ins Album schrieb.⁹ Daß man den polnischen Staat von der Landkarte löschte, stieß gerade in den Staaten des Alten Reiches und des Deutschen Bundes auf Proteste: Schon die von Schubart herausgegebene »Deutsche Chronik« sah 1774 Polonia mit fliegendem Haar und jammerbleichem Gesicht die Hände ringen, und nach 1815 ergriffen deutsche Dichter in unzähligen Polenliedern für das um seine Freiheit kämpfende Land Partei, so Grillparzer, Lenau, Platen, Hebbel, Hoffmann von Fallersleben, Herwegh, Uhland, Keller . . . (Stauend-befremdete Huldigungen an das so gänzlich andere Land gibt es übrigens auch in der deutschen Literatur unseres Jahrhunderts: in Döblins »Reise in Polen« (1925), in Benns »Finis Poloniae« – und auf Schritt und Tritt bei August Scholtis, Siegfried Lenz, Günter Grass, Horst Bienek.)

Die polenfreundlichen Stimmungen steigerten sich im Vormärz in Deutschland bis zur Siedehitze – bis hin zur Waffenbrüderschaft polnischer Aufständischer und deutscher Revolutionäre im Zeichen eines als gemeinsam empfundenen Freiheitskampfes. Der edle Pole, vom Untergang umwittert, todesnah in schöner Verzweiflung, wurde ein fast allzu geläufiges Sujet der Salons, der lyrischen Zirkel. Aber dann ebte die Stimmung jäh ab – die realistische Wendung der deutschen Politik bereitete sich vor. Staatlicher Egoismus und nicht Romantik, Priorität der Macht, nicht der Gefühle, keine papierernen Beschlüsse, sondern Blut und Eisen – so tönte es jetzt aus dem nachrevolutionär ernüchterten Deutschland, in dem Preußen die Führung übernahm. Die nationalen Abgrenzungsparolen gingen dann zu Ende des Jahrhunderts immer unverhüllter in Beherrschungsparolen über. Angst auf beiden Seiten . . . hinter dem Nationalitätenkampf der Rassenkampf. Der Erste Weltkrieg stellte Polen wieder her, aber die alten Rechnungen blieben. Der Versailler Vertrag – klägliches Zeugnis eines säkularisierten, zum Friedensschluß unfähigen Europas – brachte weder im Westen noch im Osten Entspannung auf Dauer. Und der entsetzliche Genocid des Dritten Reiches an Polen und Juden – ein Unrecht, über das nie Gras wachsen wird – wählte die polnische Erde ganz selbstverständlich als Experimentierfeld aus – so als seien in diesem von altersher zerspaltenen Land die Gesetze der Zivilisation und Humanität von jeher außer Kraft gesetzt.

Verschüttete Möglichkeiten des polnisch-deutschen Gesprächs . . . Bartoszewski ist Katholik und Demokrat. Hier, in der Paulskirche, wurde 1848 der

9 M. Szyrocki, »Näher verwandt«. In: *Suche die Meinung*. Karl Dedecius . . . zum 65. Geburtstag, hrsg. von E. Grözinger und A. Lawaty, 1986, S. 166ff.

Antrag gestellt, die Nationalversammlung solle die Teilungen Polens für ein schmachvolles Unrecht erklären und eine Pflicht des deutschen Volkes statuieren, an der Wiederherstellung eines selbständigen Polen mitzuwirken. Er fand ebensowenig eine Mehrheit wie das Amendement des katholischen Abgeordneten Döllinger aus München, das darauf abzielte, den Einwohnern des Großherzogtums Posen die Rechte und Freiheiten der Deutschen, aber auch die Erhaltung und Pflege der polnischen Nationalität gleichberechtigt mit der deutschen zu gewährleisten. »Das meine ich«, rief Döllinger aus, »daß wir schuldig sind, dem Theile der polnischen Nation, der einmal per fas oder nefas mit uns zusammenhängt, wahre Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, das heißt Schonung seiner Nationalität und Gewährung der Mittel, durch welche ihm ihre Erhaltung und Entwicklung möglich wird . . . Hüten wir uns Alle, daß Deutschland nicht ein neues Irland an seiner Nordostgrenze erhalte«. ¹⁰

Prophetische Worte! Doch die Geschichte ist einen anderen Weg gegangen. Die alten Kämpfe um Rechte und strategische Einflußzonen, um Minderheiten und Mehrheiten, um Sprach- und Staatsgrenzen, endlich um Herrschaft schlechthin gingen weiter bis zum bitteren und nutzlosen Ende. Den Polen und Deutschen, die nie Erbfeinde waren, die über die längste Zeit ihrer Geschichte hin friedlich zusammenlebten, ist zu später Stunde das Ärgste nicht erspart geblieben: Krieg, Zerstörung, unerhörte Menschenopfer, Unterdrückung, Vertreibung aus angestammten Gebieten (denn auch die Vertreibung ist gemeinsames Los der Deutschen wie der Polen im 20. Jahrhundert!). Soll dies nun das Ende sein? Soll es künftig zwischen Deutschen und Polen nur feindselige Erinnerungen, nur Anspruch und Argwohn auf beiden Seiten geben? Oder ist auch zwischen Völkern ein neuer Anfang möglich wie zwischen Individuen?

Das Gespräch zwischen Polen und Deutschen ist in den vergangenen Jahren und Jahrzehnten wiederaufgenommen worden. Ja, es ist von Jahr zu Jahr lebhafter und intensiver geworden. Wissenschaftlicher, literarischer, künstlerischer Austausch ist in Gang gekommen. Die Kirchen haben Versöhnungsbotschaften ausgetauscht. Junge Menschen lernten einander kennen. Viele Personen haben sich in diesem Gespräch engagiert: Ich nenne auf polnischer Seite Autoren wie Gombrowicz, Różewicz, Wirpsa, Lem, Herbert und den Kreis um die Krakauer Zeitschrift »Tygodnik Powszechny« – auf deutscher Seite Namen wie Karl Dedecius, Gotthold Rhode, Heinrich Böll und Reinhold Lehmann. Die Deutschen wissen heute weit mehr von Polen als noch in den sechziger und siebziger Jahren. Sie haben die Geschehnisse der letzten Jahre mit angehaltenem Atem verfolgt: den Kampf der Danziger

10 Stenographischer Bericht über die Verhandlungen der deutschen constituirenden Nationalversammlung zu Frankfurt am Main, Bd. VII, 1849, 5066ff.

Werftarbeiter um Freiheit und soziale Gerechtigkeit, die kecke, hochherzige Figur des Lech Walesa, den wagemutigen Versuch der Gründung freier Gewerkschaften im monolithischen Ostblock, die Solidarität der polnischen Intellektuellen, deren maßgeblicher Sprecher Wladyslaw Bartoszewski als Generalsekretär des polnischen PEN war, den Besuch des Papstes in seiner polnischen Heimat. Und wenn unsere offizielle Politik jener mutigen Selbstbehauptung von Solidarność und den Opfern des Kriegsrechts einiges schuldig geblieben ist – in der deutschen Bevölkerung, und zwar in breiten Kreisen, ist doch etwas in Bewegung geraten. Nicht nur ein Strom praktischer Hilfe kam in Gang; auch emotional hat sich eine Zuwendung zu Polen angebahnt; man spürte von neuem, daß in Polen auch unsere Sache – die Sache der Freiheit, der Menschenrechte – verhandelt wurde. So wie es die Aufständischen in Polen vor 150 Jahren formuliert hatten, als sie sich, Solidarität heischend, an Europa wandten: »Für unsere und eure Freiheit!«

An dieser neuen Begegnung von Polen und Deutschen hat der Mann, den wir ehren, einen wesentlichen Anteil. Er hat schon früh das Gespräch mit den Deutschen gesucht; besonders haben ihn die jungen Deutschen interessiert, die während des Krieges oder danach geboren wurden. Als er 1965 zum erstenmal in die Bundesrepublik kam – ich lernte ihn damals in München kennen –, da war ihm keine Diskussion mit jungen Leuten zuviel. Mit vorsichtiger Sympathie hat er in »Tygodnik Powszechny« seinen Landsleuten über die neue deutsche Jugend berichtet, über den Wandel des äußeren Typs und der Lebensweise, über ihr unbeschwertes Benehmen, über die Höflichkeit und Freundlichkeit gegenüber dem Ausländer, die an die Stelle früherer Arroganz getreten sei.¹¹

Bartoszewski ist ein keineswegs bequemer Mann. Er ficht zäh für seine Ansichten. Er liebt den Streit und trägt ihn aus. Gängige Meinungen reizen ihn zum Widerspruch. Im Kreis der allzu schwerelos Friedensbewegten wirkt er in seinem harten Realismus manchmal wie ein steinerner Gast. Für ihn zählt nicht der gute Wille, sondern das Tun des Guten. Er glaubt auch nicht, daß die Barbarei an Partei-, Staats-, Volksgrenzen beginnt oder endet: Der Kampf gegen sie wird im eigenen Herzen geführt. Er sagt: *Es gibt kein Leben um jeden Preis*. Frieden kann nur aus Zivilcourage erwachsen. Mit Hitler und Stalin konnte und durfte man keinen Frieden machen. Es gibt Situationen, in denen man sich dem Strom entgegenstellen muß. Und: Es sind immer nur wenige, die die Kraft dazu haben.

Wladyslaw Bartoszewski hat vieles gewagt in seinem Leben: Kopf und Kragen, bürgerliche Sicherheit, Glück und Karriere. Er hat unbeugsamen Mut bewiesen. Mut – das Wort geht uns so leicht über die Lippen in unserer westlichen, reichen, freien Welt. Aber als verfolgter Pole den noch viel mehr

11 »Tygodnik Powszechny« vom 7. Nov. 1965, dt. in: »Dokumente«, 1965, Heft 6, S. 477ff.

verfolgten Juden zu helfen, als Opfer des NS-Terrors an der polnisch-deutschen Versöhnung mitzuarbeiten, als Wissenschaftler und Schriftsteller für die Freiheit der Meinung und die Freiheit der Kirche zu streiten – dazu gehört Mut.

Eines ist sicher: Sollte die deutsch-polnische Versöhnung gelingen, wird Wladyslaw Bartoszewski einer ihrer Pioniere, ihrer Gründerväter gewesen sein.

Man ruft so oft nach Vorbildern. Er ist eins.

Wir gratulieren Wladyslaw Bartoszewski zum Friedenspreis des Deutschen Buchhandels 1986!